Alys Clare

Sei gegrüßt der Hölle

Äbtissin Helewise ermittelt · Band 1

Mord in der Abtei Hawkenlye

England 1189: In der Nähe der Abtei Hawkenlye wird die Leiche einer jungen Nonne gefunden. König Richard I. schickt seinen treuen Ritter Josse d'Acquin in die Abtei, um den Vorfall aufzuklären. Dort lernt d'Acquin die charismatische Äbtissin Helewise kennen, die ihn sofort durch ihre Intelligenz und Spontanität beeindruckt. Gemeinsam rekonstruieren sie die letzten Tage der Toten, und schon bald stößt das unkonventionelle Detektiv-Duo auf düstere Familiengeheimnisse.

Ein ungewöhnlicher Historienkrimi aus dem mittelalterlichen Südengland, spannend und modern erzählt.

Hawkenlye-Mysteries-Reihe

Band 1: Sei geweiht der Hölle
Band 2: Der Fluch komme über Euch
Band 3: Der Himmel strafe Euch
Band 4: Und richte mit Gerechtigkeit
Band 5: Verstummen sollen alle Lügner
Band 6: Wehe dem sündigen Volk
Band 7: Fürchte das Gift der Schlange
Band 8: Wer ohne Schuld ist
Band 9: Denn Verderben leitet sie

Alys Clare

Sei geweiht der Hölle

Historischer Kriminalroman

Aus dem Englischen von Ana Maria Brock

Weltbild

Die Autorin

Alys Clare ist das Pseudonym einer erfolgreichen englischen Autorin, die bereits mehrere Romane mit historischen Elementen vorgelegt hat. Sie lebt in der Nähe von Tonbridge, Südengland, wo die Kriminalromane um Äbtissin Helewise und Ritter Josse d'Acquin spielen.

Die englische Originalausgabe erschien 1999 unter dem Titel Fortune Like the Moon bei Hodder and Stoughton Limited, London.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 1999 by Alys Clare
Übersetzung: Ana Maria Brock
Copyright der deutschen Übersetzung © 1999, 2008 by Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin. Die deutsche Ausgabe erschien bei Aufbau Taschenbuch, eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG
Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising
Titelmotiv: © Thinkstockphoto/istock
E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-631-3

Vorspiel

Auf dem spärlichen, kurzen Gras eines trockenen Julis bildete die Tote ein Muster aus Schwarz, Weiß und Rot.

Schwarz für die Kutte aus feinem Wollstoff, noch ganz neu. In der Vorderbahn zeigte sie keine der Stopfstellen, die von auf Knien im Gebet verbrachten Jahren zeugten, und der rückwärtige Saum war in tadellosem Zustand, noch nicht verschlissen vom achtlosen Hinschleifen über Steinstufen. Weiß für den Nonnenschleier und das Kinnband, die das Gesicht umrahmt hatten, jedoch war der Schleier nicht mehr um Hals und Kinn befestigt, sondern aufgerissen. Weiß auch für die bleiche, bleiche Haut. Für das Gesicht, im Ausdruck höchsten Schreckens erstarrt, den es nicht verlieren sollte, bis das Fleisch vom Schädel hinwegrottete. Für die anstößig entblößten Beine und Lenden, von denen Kutte und Unterrock zurückgeschlagen worden waren. Im Tod war sie unanständig, das arme Ding, und lag mit weit gespreizten dünnen weißen Beinen da. Es war, als hätte jemand ihre Leiche bewußt so ausgelegt, daß ein gefälliges Muster entstand, denn die ausgebreiteten Arme entsprachen dem Winkel der gespreizten Beine.

Rot für das Blut.

So viel Blut.

Ihre Kehle war durchgeschnitten, mit demselben Sinn für Symmetrie, mit dem man die Gliedmaßen ausgelegt hatte. Der Schnitt begann exakt unter dem rechten Ohrläppchen und endete genau unter dem linken, und am breitesten klaffte er unmittelbar unter dem kleinen und etwas schwachen Kinn.

Der entblößte Hals und die Kehle waren in Blut gebadet, und es war in mehreren Rinnsalen bis an den Halsausschnitt der Kutte gelaufen, wo die Wolle es aufgesaugt hatte.

Auch auf den weißen Beinen war Blut. Sehr viel Blut, das auf dem dunklen Schamhaar glitzerte und die Innenseite der Schenkel verschmierte.

Die Morgensonne ging über dem Horizont auf, und das graue Licht der Dämmerung wurde rasch kräftiger und betonte das Schwarz und das Weiß, so daß der Kontrast noch stärker hervortrat. Das Sonnenlicht fiel auf das dunkelrote Blut und brachte es zum Leuchten wie einen Edelstein. Etwa wie einen Rubin, so funkelnd wie der in dem goldenen Kreuz, das ein paar Schritt von dem grauenerfüllten toten Gesicht entfernt dalag.

Das Tageslicht nahm zu, und irgendwo ganz in der Nähe begann ein junger Hahn zu krähen, mehrmals, als wolle er sich unbedingt hören lassen.

In einem nahegelegenen Gebäude läutete eine Glocke, auf deren Ruf hin Lebensgeräusche einsetzten, als die Menschen sich anschickten, den Tag zu beginnen.

Ein neuer Tag.

Der erste der unendlichen Zahl, die die Tote nicht sehen würde.

Der erste Tod

ERSTES KAPITEL

Richard Plantagenet versuchte vergeblich auf zwei Dinge gleichzeitig zu achten, wurde zornig, warf einem Diener einen halb mit Bier gefüllten Zinnbecher an den Kopf, sprang aus seinem Sessel auf und stieß sich im Vorwärtsstürzen den Zeh an dem vorstehenden Rand einer steinernen Fußbodenplatte.

Sein wütender Fluch, der bis zu den Dachbalken hinauf und wieder zurück hallte, brachte jeden im Saal zum Verstummen und ließ auch weniger Aufgeweckte nicht über die Gemütsverfassung des erkorenen Königs im Zweifel.

»Befindet Ihr Euch wohl, Sire?« fragte einer der anwesenden Geistlichen tapfer.

»Wohl?« brüllte der König, während er auf einem Bein hüpfte und sich die Zehen des anderen massierte, vergeblich, wie er entdeckte, denn er trug Stiefel. »Nein, Absolon, ich befinde mich nicht wohl.« Er machte eine Pause, als zählte er sich die vielen Gründe für sein Mißvergnügen auf, und die rötlichen Brauen schoben sich mit dem Stirnrunzeln grimmiger Konzentration zusammen. Bischof Absolon, das Schlimmste befürchtend, trat hastig einen Schritt zurück. Doch Richard gab seinem aus Frustration erwachsenen Zorn nicht nach, beherrschte ihn vielmehr, kehrte zu seinem Sessel zurück, setzte sich wieder und sagte in überraschend sanftmütigem Ton: »Bitte, Absolon. Fahrt fort.«

Während der Priester die scheinbar endlosen Gründe aufzuzählen begann, weshalb Richards Krönung so bald erfolgen und weshalb jede einzelne und noch so unbedeutende Einzelheit so erschöpfend behandelt werden müsse, bemerkten ein oder zwei Personen, die dem neuen König am nächsten standen, daß er die Botschaft aus England zwar in seine Tunika geschoben, aber nicht vergessen hatte. Die kurzen, kräftigen Finger fuhren immer wieder hin, fanden sie, ohne hinzusehen, und berührten sie, wie ein Mensch in Gefahr seinen Rosenkranz umklammert.

Wäre unter den Geistlichen, die ihn umgaben und ihm mit ihren Ratschlägen, ihren Bitten und ihren Forderungen zusetzten, einer gewesen, der ihn gut kannte, hätte ihn dieses Verhalten Richards nicht überrascht. Denn der Brief war von seiner Mutter, und Eleanor von Aquitanien, erst jüngst aus ihrer zugegeben komfortablen Gefangenschaft entlassen und zum ersten Mal seit fünfzehn Jahren wirklich frei, befand sich in England und bereitete alles für die Ankunft ihres Lieblingssohnes vor.

Weder Eleanor noch Richard hatten geglaubt, daß Richard den Thron seines Vaters erben würde, auch wenn sie es sich glühend wünschten. Wer hätte das auch erwarten können, war er doch der zweite der vier noch lebenden Söhne Heinrichs II. und Eleanors und hatte einen älteren Bruder, der nicht nur bei bester Gesundheit war, sondern die besondere Gunst seines Vaters genoß. Tatsächlich war Heinrichs II. Vertrauen in seinen ältesten Sohn so groß, daß er den jungen Mann krönen ließ, solange er selbst noch lebte und regierte. Richard, so schien es, würde sich mit dem Herzogtum Aquitanien begnügen müssen, seiner Erbschaft von Mutters Seite her. Keine geringe Gabe, gewiß. Nur daß der

Mann, der Aquitanien regierte, Herzog sein würde. Nicht König.

Doch der junge König starb. Im Alter von achtundzwanzig Jahren, voll der charakteristischen Lebenskraft der Plantagenets und im Genuß scheinbar blühender Gesundheit, erkrankte er plötzlich an einem Fieber. Einem tödlichen Fieber.

Heinrich II., um seinen Erben und Liebslingssohn trauernd, mußte sich damit abfinden, daß seine sorgsamen Pläne zur zukünftigen Sicherung seiner Dynastie zunichte geworden waren. Mit zerstrittenen Nachkommen und einer Ehefrau geschlagen, die sich überall einmischte und, weit davon entfernt, ihre drei kampflustigen Söhne an ihre Kindespflicht zu erinnern, sie sogar bei ihren Ränken gegen ihren Vater ermutigte, erkannte er widerstrebend Richard – den Augapfel seiner Mutter, hol' ihn der Teufel! – als seinen Erben an. Den Erben des Throns von England.

Sechs Jahre später war Heinrich II. tot.

Der letzte Winter seines Lebens war furchtbar. Er war Eleanor losgeworden und hatte sich von ihrer gräßlichen, ewigen Einmischung befreit, indem er sie in Winchester einsperrte und bewachen ließ, doch seinem Erben konnte er nicht dieselbe Behandlung zuteil werden lassen, so gern er es auch gewollt hätte. Abgesehen von allem anderen verfügte Richard über eine Streitmacht. Er hatte ein Bündnis mit Philip II. von Frankreich geschmiedet, und diese beiden hatten Heinrich durch ganz Nordfrankreich vor sich her getrieben.

Das mußte jeden deprimieren und erschöpfen, sogar einen König. Besonders einen König. Daß Heinrich einen langen Winter hindurch unter widrigen Bedingungen viele Stunden lang im Sattel sitzen mußte, hatte zu einer Analfistel geführt, die böse Abszesse zeitigte, und er rastete in Le Mans und versuchte zu Kräften zu kommen, als Richard und Philip angriffen und ihn aus der Stadt zu fliehen zwangen. Ihre Friedensbedingungen bedeuteten für Heinrich eine Demütigung, und zu der Bitterkeit gesellte sich weiterer Gram, als er erfuhr, daß sein jüngster Sohn, Johann, sich mit seinem Bruder und dem König von Frankreich verbündet hatte.

Er zog sich in sein Schloß in Chinon zurück, schwerkrank und von solchen Schmerzen geplagt, daß er weder gehen noch sitzen konnte – zur Unterzeichnung des Friedensvertrages hatte man ihn hinaustragen müssen. Sein Abszess war aufgebrochen, und rasch folgte eine Blutvergiftung. Er starb am Donnerstag, dem 6.Juli, und wer es nicht besser wußte, behauptete, an gebrochenem Herzen.

Auf der Höhe des heißen Sommers des Jahres 1189 wurde Richard Plantagenet also König von England. Er war in England zur Welt gekommen – seine vielgereiste Mutter hatte sich von der Schwangerschaft nicht behindern lassen und bei einem Aufenthalt in Oxford entbunden –, doch seit seiner Kindheit hatte er England nur kurz besucht. Er sprach kaum Englisch und besaß nur eine unklare Vorstellung von dem Land und seinen Menschen. Für ihn war Aquitanien das Zuhause, und sein Hof befand sich in Poitiers; sogar der Name, unter dem er in Frankreich allgemein bekannt war, lautete Richard der Poitevin.

Die vordringlichste Aufgabe war jetzt nicht so sehr, Richard über sein neues Königreich zu unterrichten, als vielmehr seine neuen Untertanen über ihn zu unterrichten. Und an Ort und Stelle befand sich genau die richtige Person, um diese Aufgabe zu erfüllen. Energisch

– sogar noch mehr als sonst, nach fünfzehn so gut wie in Gefangenschaft verlebten Jahren – und absolut aufrichtig in ihrer Ergebenheit und Loyalität zu ihrem Sohn, machte sich Eleanor in ihrem achtundsechzigsten Jahr daran, Richard den Weg zu bereiten.

Sie hatte wenig Zeit. Richard sollte im August in England ankommen – war jetzt schon auf der anderen Seite des Kanals angelangt –, und man hatte angeregt, die Krönung Anfang September zu vollziehen, am dritten, hieß es. Vielleicht bewirkte dieses Gefühl der Eile, daß ihr gewohnter gesunder Verstand sie verließ, denn zur allgemeinen Verwunderung und nicht geringen Bestürzung gab sie bekannt, im Namen von Richards Großzügigkeit und Menschlichkeit wolle man Englands Gefängnisse leeren und denen, die auf ein Gerichtsverfahren oder eine Strafe warteten, die Freiheit schenken.

Dieser Schachzug war vielleicht ein Wagnis, ein für Eleanor typisches, für Richard typisches Wagnis. Wenn es gelänge, würden Hunderte ehrlich dankbare Exgefangene die englische Gesellschaft bis in die Tiefe durchdringen – buchstäblich bis in die Tiefe – und die Botschaft verbreiten, wie weise, wie christlich dieser neue König sei. Und wirklich saß die Mehrheit der Eingesperrten wegen keines schlimmeren Verbrechens als der Übertretung von Englands strengen und unbarmherzig durchgesetzten Forstgesetzen. Schlug er jedoch fehl, mißbrauchte nur ein einziger freigelassener Missetäter das große Geschenk seiner Freiheit und nahm sein altes Leben wieder auf, wie würde dann die Reaktion der Öffentlichkeit aussehen? Würden sie sagen, dieser Richard sei ein Dummkopf, wenn er so naiv sei zu glauben, man brauche einen Verbrecher nur freizulassen, aus Dankbarkeit werde er schon zur Rechtschaffenheit zurückfinden? Oder noch fataler, würden sie sagen, diese neue Regentschaft, die angeblich so viel versprach, beginne unter einem bösen Stern?

Ja. Das würden sie sagen.

Das würden sie sagen, und das sagten sie. Es war passiert.

Die Nachricht aus England, die Richard an jenem heißen Julitag in Nordfrankreich immer wieder befingerte, war Eleanors Bericht über einen ungewöhnlich brutalen Mord, den man soeben entdeckt hatte. In irgendeinem Gebiet dieses verfluchten, neu von ihm ererbten Königreichs, das Weald hieß.

Weald. Was war das denn, Weald? Was sollte es bedeuten? Konkreter gefragt, wo um Gottes willen lag es? Seine Mutter hatte eine Stadt erwähnt. Ton und noch etwas. Ton was? Ein Ort, für den sie sich interessierte – ein Ort, den sie sogar kannte, was immer das damit zu tun haben mochte –, weil es dort ein Kloster gab. Irgendeine Abtei, nach dem Muster ihres geliebten Fontevraud. Was hatte sie darüber geschrieben? Daß dort, wie in Fontevraud, eine Frau regierte?

Gott behüte, dachte Richard, eine Abtei, die von einer Frau regiert wird.

Es juckte ihn, den Brief hervorzuholen und noch einmal durchzulesen, diesmal gründlicher. Doch Absolon dröhnte eintönig weiter, und hinter ihm hatten sich noch drei Bischöfe aufgereiht, um zu Wort zu kommen. Und später am Tag erwartete man die Ankunft eines päpstlichen Gesandten.

Richard seufzte und gab sich Mühe, aufzunehmen, was der Geistliche da sagte. Doch die Konzentration wollte sich nicht einstellen – Absolons linke Hand, die seine Worte

unterstrich, lenkte ihn ab, ebenso sein Bart, aus dem ein einzelnes langes, ungestutztes Haar hervorragte, ebenso die gelblichen Zähne des alten Mannes.

Vom Schloßhof drang das aufgeregte Wiehern eines Pferdes herein, dem sofort ein anderes antwortete. Jemand brach in rasch unterdrücktes Gelächter aus. Meine Männer, dachte Richard, machen sich zur Jagd auf.

Er erhob sich erneut und stieg die Stufe von seinem erhöht stehenden Sessel herab, diesmal darauf bedacht, der überstehenden Steinplatte auszuweichen. Mit einer höflichen Verbeugung vor Absolon, der offenen Mundes dastand, was mehrere faulige Zähne bloßlegte, wollte er gerade eine Entschuldigung murmeln.

Er überlegte es sich anders und verließ den Saal ohne ein weiteres Wort. Schließlich war er König.

Er ritt nicht mit seinen Männern aus. Jedenfalls nicht mit der Jagdgesellschaft, deren jungenhafter Übermut die Konzentration ebenso gestört hätte wie Absolons Geschwafel. Statt dessen rief er einen seiner Knappen und eine Handvoll älterer Männer zusammen, darunter ein oder zwei Ritter, und preschte ihnen voraus in die Wälder, so daß sie ihm nur mit Mühe folgen konnten. Sie ritten ein paar Meilen weit, dann löste er sich von den anderen, die die Zügel lockerten und ihre Pferde einen Bach entlang Schritt gehen ließen.

Richard saß ab und ließ sich auf einem grasbewachsenen, von wilden Blumen duftenden Ufer nieder. Während sein angebundenes Pferd große Büschel saftiges Gras abzurupfen begann, nahm er sich endlich wieder den Brief seiner Mutter vor.

Er las sich diesmal nicht besser. Eine junge Nonne im ersten Jahr ihres Noviziats, vergewaltigt und ermordet, mit durchschnittener Kehle, die Leiche liegengelassen, so daß sie jeder Vorüberkommende sehen konnte. Das arme, unschuldige Kind – tatsächlich war die Frau dreiundzwanzig, doch seine Mutter liebte den Klang einer volltönenden Phrase –, aus keinem ersichtlichen Grund abgeschlachtet, es sei denn, es handele sich um Raub. In der Nähe habe man ein edelsteinbesetztes Kreuz gefunden, und man vermute, der Mörder sei gestört worden und habe aus Angst seine Beute weggeworfen.

Der Mord hätte sich an keinem ungünstigeren Ort ereignen können. Das Opfer gehörte der Gemeinschaft der Abtei Hawkenlye an, und die Abtei lag nur wenige Meilen außerhalb der Stadt Tonbridge. Bei ihrer Lage am Medway, an der Stelle, wo die Hauptstraße von London nach Hastings den Fluß überquerte, würde sich jedes schreckerfüllte Gerede, das von der Abtei in die Stadt drang, wie Feuer in einem Kornfeld bis nach London hinüber ausbreiten. Wo die mächtigen Männer des Königreichs es erfahren und erörtern und nicht zögern würden, sich ihre Meinung zu bilden und den Stab zu brechen.

»Und Gerede wird es geben«, murmelte Richard, »das gibt es immer. Doch wie kann man es am besten unterdrücken? Wer in Gottes Namen kann mich im Umgang mit diesem barbarischen Land beraten?«

»Sire?«

Bei der Anrede fuhr er herum, denn er hatte sich außer Hörweite der anderen geglaubt. Einer der älteren Männer stand vor ihm – einer der Ritter –, und als Richard ihn ansah, fiel er auf die Knie.

»Kniet da nicht, Mann!« rief Richard ungeduldig. »Es ist schlammig.«

»Oh. Richtig.« Der Mann musterte resigniert sein verschmutztes Knie. »So gut wie neu und frisch angezogen«, brummte er, nicht leise genug.

»Ich fühle mich geehrt«, bemerkte Richard lakonisch.

Dem Mann riß es den Kopf hoch. »Sire, bitte, ich meinte nicht … Selbstverständlich würde ich für Euch meine besten Sachen anziehen! Ich meinte nur …«

»Es ist unwichtig.« Richard wischte die Entschuldigungen beiseite. Er versuchte sich zu erinnnern, wer der Mann war und wieso der Anblick seiner hochgewachsenen Erscheinung und seiner scharfgeschnittenen, sympathischen Züge so beruhigend wirkte. »Wie ist Euer Name?« fragte er barsch.

Der Mann sank wieder auf ein Knie. Auf dasselbe Knie, dachte Richard leicht belustigt, entweder, weil er es gewohnheitsmäßig so machte, oder weil er auf diese Weise vermied, beide Seiten der neuen Beinlinge zu beschmutzen. »Josse d'Acquin, Sire«, sagte der Ritter und drehte seine Kappe in den Händen, dann ließ er sie ungeschickt fallen. So ein Pech – auch sie sah neu aus und nach der neuesten Mode. Ein Detail, das irgendwie nicht zu dem Mann zu passen schien. Vielleicht hatte er sich bemüht, sich etwas herauszuputzen, da er wußte, er werde mit Höflingen zusammenkommen.

»Also, Josse d'Acquin«, sagte Richard, »ich habe mich bemüht, bisher vergeblich, darauf zu kommen, woher Ihr und ich uns kennen. Wollt Ihr mich aufklären?«

»Es ist Jahre her, Sire«, antwortete der Mann lebhaft, »es ist kein Wunder, daß Euer Gnaden sich nicht erinnern, wir waren ja wirklich noch halbe Kinder, Ihr und Eure Brüder, der junge König, Gott gebe ihm die ewige Ruhe, und Geoffrey, meine Güte, der war erst fünfzehn! Und Ihr, Sire, kaum ein Jahr älter! Und was uns betrifft, die Pagen und Knappen, also ich gehörte zu den ältesten, und ich war nicht viel über dreizehn.« Er vergaß alle Vorsicht und veränderte seine Haltung, so daß sein nicht unbeträchtliches Gewicht auf beiden Knien ruhte, dann fuhr er fort: »Das war im Jahr dreiundsiebzig, Sire, und Ihr und der junge Henry hattet einen bösen Streit mit Eurem Vater, Gott schenke seiner Seele ewige Ruhe …«

»Amen«, fiel Richard fromm ein.

»… weil er es abgelehnt hatte, Euch in Führungsdingen, besonders für Eure eigenen Besitztümer, mehr Mitspracherecht zu gewähren, und …«

»Wir haben zusammen gekämpft!« Richard erinnerte sich wieder, umfassend und vollständig mit Bildern, Geräuschen, Taten und den beherrschenden Gefühlen einer sechzehn Jahre zurückliegenden Zeit. »Wir trafen auf einen Spähtrupp meines Vaters, und Henry meinte, wir müßten uns zurückziehen, weil Ihr und die übrigen Knappen noch so jung wart und wir nicht das Recht hätten, Euch in eine so einseitige und tollkühne Sache hineinzuziehen, und …«

»Und die Jungs und ich sagten, wir stehen zu Euch, wir wollen kämpfen, wir brennen auf eine Gelegenheit zu einem ernstlichen Scharmützel, und …«

»Und so starteten wir einen Überraschungsangriff, entwaffneten vier Mann und stürzten sie aus dem Sattel, worauf die übrigen flohen!«

»Vier?« Josse d'Acquin hatte ein humorvolles Gesicht, und sein großzügiger Mund verzog sich zu einem Lächeln. »Sire, ich würde mein Leben darauf verwetten, daß es sechs waren.« Er streifte Richard mit einem Blick. »Allermindestens.«

»Sechs, sieben, acht, glaubt Ihr?« Auch Richard lächelte.

»Welch ein Tag«, sinnierte Josse und setzte sich mit angezogenen Knien zurück.

»Wahrhaftig.« Der König blickte ihn starr an und nahm geistesabwesend wahr, wie das schlammige Wasser in die Sitzfläche der Beinlinge und den Saum der kunstvoll bestickten Tunika sickerte. »Ich vergesse nie ein Gesicht«, sagte er. »Wußte ganz genau, daß ich Euch schon einmal begegnet bin, Josse.«

Josse senkte den Kopf. »Sire.«

Ein paar Sekunden verharrten sie ganz still, als wären sie unversehens in ein Gemälde verwandelt worden. In eine ritterliche Illustration, wo der getreue Diener mit gesenktem Kopf auf den Befehl seines Gebieters wartet. Seines Königs.

Der König seinerseits dachte nach. Tatsächlich fragte er sich, ob die unklaren und allgemein gefaßten Bitten um Beistand, die er unmittelbar vor dem Auftauchen dieser Gestalt aus der Vergangenheit himmelwärts gerichtet hatte, womöglich soeben erhört worden waren.

Ganz bewußt leerte Richard seinen Kopf, machte sich zu einem aufnahmebereiten Gefäß.

Einen Augenblick später hatte er, da war er sich ganz sicher, die Botschaft erhalten, auf die er wartete.

Er neigte sich vor und berührte Josse d'Acquin leicht an der Schulter. »D'Acquin«, begann er. Dann, weniger reserviert: »Josse. Ach, steh doch auf, Mensch, du hast den Hintern in einer Pfütze.« Josse erhob sich hastig und nahm sofort eine halbgeduckte Haltung an; er wie auch Richard hatten bemerkt, daß er fast einen Kopf größer war als der König.

»Josse«, fuhr Richard fort. »Du bist ein Einheimischer? Normannischer Abstammung, ja?«

»Mein Familienbesitz liegt in Acquin, Sire. In der Nähe der Stadt Saint Omer, ein Stückchen südlich von Calais.«

»Acquin?« Richard durchforschte rasch sein Gedächtnis, ob er davon gehört hatte, und entschied, das sei nicht der Fall. »Aha. Ich verstehe. Und was ist mit England, unserem neuen Königreich jenseits des Wassers? Kennst du dich mit England aus?«

»England«, wiederholte Josse in dem Ton, wie jemand ein Schweinestall sagt. Dann bereute er das sofort als nicht eben taktvoll, da doch der Mann, der vor ihm stand, gerade den Thron des Landes geerbt hatte, und er sagte mit offenkundig falscher Begeisterung: »England, ja gewiß, Sire, das kenne ich ganz gut. Meine Mutter war nämlich Engländerin, sie ist in Lewes – das ist eine Stadt im Südosten – geboren und aufgewachsen, und in meiner Jugend bestand sie darauf, daß ich ihr Land, ihre Sprache, die Lebensart ihres Volkes, all so etwas kennenlernte.« Er lächelte leicht. »Niemand widersetzte sich meiner Mutter, Sire.«

»Ich kenne diese Art Mutter«, knurrte Richard mitfühlend. »Demnach hast du keine Furcht vor England und den Engländern?«

»Das würde ich nicht so sagen, Sire.« Josse runzelte die Stirn. »An das Unbekannte knüpft sich immer Furcht. Nun ja, nicht gerade Furcht, eher Mißtrauen. Nun ja, vielleicht nicht einmal das, aber …«

»Ein vernünftiges Maß an Vorsicht?« half Richard ihm ein.

»Genau das.« Josse lächelte jetzt unverhohlen, und seine Zähne, bemerkte Richard, boten einen erheblich besseren Anblick als die des Bischofs Absolon. Dann, als fiele ihm wieder ein, wo das Gespräch begonnen hatte: »Sire? Warum sprechen wir von England?«

»Weil«, antwortete Richard einfach, »ich will, daß du dich dort hinbegibst.«

ZWEITES KAPITEL

Josse war wegen freundlicher Erinnerungen aus der Vergangenheit, nicht wegen Hoffnungen auf die Zukunft an den Hof Richards des Poitevins gekommen. Es genügte ihm, so hatte er jedenfalls geglaubt, sich in jener anregenden, Tatkraft ausstrahlenden Gesellschaft aufzuhalten, wo Richards rastlose Energie den ganzen Hofstaat in Spannung hielt, so daß man von einem Tag zum anderen nie wußte, was als nächstes geschehen würde.

Und immer, wenn die Hofgesellschaft Richard nicht mit Sack und Pack in irgendeinen weitentfernten Teil seines Gebietes zu folgen hatte, herrschte in Aquitanien der reine Überschwang des Lebens. Richard, in der Erwartung aufgewachsen, diese reichen, malerischen Gebiete zu erben, hatte sich mit Eifer dareingestürzt, sich die Lebensart der dortigen Menschen zu eigen zu machen und die Liebe zur Musik, zum Gesang, zur Poesie der Troubadoure und zum freien Denken gepflegt, die für seine Mutter charakteristisch war. Er war ganz und gar ihr Sohn, und die reiche Gesellschaft am Hof von Poitiers spiegelte getreulich den Charakter und die Lebensweise dieser beiden wider.

Als Josse sich von Hastings aus auf die staubige, bevölkerte Landstraße nach London begab, dachte er darüber nach, welche dramatischen Veränderungen sich für ihn ereignet hatten, einfach weil er an jenem Tag in der Normandie einem plötzlichen Einfall gefolgt war und sich der Gruppe angeschlossen hatte, die mit Richard ausritt. Er schmeichelte sich nicht, Richard habe ihn für diese heikle Mission ausgewählt, weil er über irgendwelche persönlichen Fähigkeiten verfügte; nur ein unverbesserlicher Egoist könnte das glauben. Der König hatte ja sogar einen Anstoß gebraucht, um sich überhaupt zu erinnern, wer er war.

Nein. Es bedeutete nicht mehr, als daß er zur richtigen Zeit am richtigen Ort gewesen war.

Etwas, so gestand sich Josse bescheiden selber ein, das der unbekannte Schutzengel, der seine Schritte lenkte, recht gut zu arrangieren verstand.

Er war ohne jeden Zweifel sehr froh darüber, daß man ihm die Aufgabe anvertraut hatte. Richard hatte ihn umfassend informiert, oder doch soweit es ihm möglich war, da er sich selbst nur an Königin Eleanors ersten Bericht halten konnte. Was sich für Josse am eindringlichsten abzeichnete, war, daß Richard der Gedanke ehrlich beunruhigte, diese großmütige Geste, diese Freilassung von Gefangenen, könnte fehlschlagen. Könnte falsch ausgelegt werden.

Wohlgemerkt, dachte Josse, als er sein Pferd in leichten Trab versetzte und ein überladenes Fuhrwerk überholte, das erstickende Staubwolken aufwirbelte, wohlgemerkt, es hatte allerdings den Anschein einer verrückten Idee. Ich selbst bin derselben Meinung wie dieser Kanonikus der Augustiner in Yorkshire – wie hieß er doch gleich? Wilhelm von Newburg? – der geäußert haben soll, auf Grund des sogenannten Gnadenaktes dieses neuen Königs habe man eine Bande von Ungeziefer auf die schwergeprüfte Öffentlichkeit losgelassen, das in Zukunft noch schlimmere Verbrechen begehen werde.

Aber vielleicht kannten sich der König und seine hohe Mutter nicht so gut wie Josse mit der Sorte Abschaum aus, die gewöhnlich in Englands Gefängnissen schmachtete. Für

Josse war die Vorstellung gar nicht überraschend, daß einer dieser freigelassenen Verbrecher seine frühere Lebensweise wieder aufgenommen hatte; die eigentliche Überraschung war, daß sie es nicht alle taten.

Im Laufe des langen, sonnigen Tages fühlte er sich immer stärker erhitzt, verstaubt, durstig, verschwitzt und mißmutig. Bis zum Nachmittag mündete das in den Wunsch, lieber sonstwo gewesen zu sein als im Angesicht des Königs, als dem die Idee kam, einen Bevollmächtigten zur Untersuchung des Mordes zu entsenden.

Wäre ich bloß wieder in Aquitanien, sann er, während er sein Pferd den sanften, aber langen Anstieg zum High Weald hinauftrieb. Ich würde in einem schattigen Hof ausruhen, einen Krug guten Weins neben mir, wohlriechende Luft in der Nase, leise Musik in den Ohren, die Aussicht auf einen unterhaltsamen Abend vor mir. Und auf ein verdammt gutes Essen. Und ich könnte diese hübsche verwitwete Dame, die mit dem heimlichen Lächeln und dem unwiderstehlichen Grübchen, ausfindig machen und ihr nachstellen …

Nein. Lieber nicht an sie denken, denn in Josses Abwesenheit dürfte sie ihr verlockendes Grübchen gewiß anderswohin gewandt haben.

Statt dessen lenkte er seine Gedanken auf sein eigenes Land. Auf Acquin und das solide Heim seiner Familie. Die gedrungenen Gebäude und der von dicken Mauern umgebene Hof waren vielleicht nicht gerade elegant, doch sie waren sicher. Die Tore waren aus fester Eiche und mit Eisen verriegelt, und in bedrohlichen Zeiten war in dem weiträumigen Hof genug Platz nicht nur für die Familie, sondern für die meisten Landleute, deren Recht es war, bei ihrem Herrn Schutz zu suchen. Nicht, daß es oft geschah – Acquin, in einer Falte des gut geschützen Tales der Aa versteckt, war abgelegen genug, um die Gefahr meistens daran vorbeiziehen zu lassen.

Mit Gedanken an seine Brüder, seine Schwägerinnen und seine vielen Neffen und Nichten beschäftigt, entdeckte Josse überrascht, daß er sich auf dem höchsten Punkt der Steigung befand, die er so mühselig hinaufgeritten war. Er zog die Zügel an und blickte über das Medweytal, das sich vor ihm ausbreitete. Irgendwo links von ihm, am Rand des großen Wealdenwaldes, lag die Abtei Hawkenlye, das Ziel seiner Reise. Sie wartete auf ihn, zusammen mit ihrer Äbtissin. Richard hatte offenbar heillosen Respekt vor der Äbtissin, als er Josse von ihr berichtete. Angesichts der plötzlichen Nähe der Abtei und deren Gebieterin konzentrierte sich Josse rasch auf seine Fähigkeiten. Er richtete sich auf, nahm sein schläfriges Pferd an den Zügel, trieb es zu einem flotten Trab an und ritt die Straße nach Tonbridge hinab.

Er hatte sich vorgenommen, in der Abtei erst vorzusprechen, wenn er herausbekommen hatte, was die Leute über den Mord redeten. Wenn er wußte, welche Schlüsse die öffentliche Meinung gerade zog und ob Richard damit recht hatte, daß man einem dieser verfluchten freigelassenen Gefangenen die Schuld zuschrieb. Josse mußte zugeben, das war wohl die wahrscheinlichste Antwort. Das hätte er jedenfalls gedacht, wäre er nicht gerade erst zum Untersuchungsführer befördert worden, dem ein so voreiliges und oberflächliches Urteil nicht zukam.

Tonbridge war fast so, wie er es von einem kurzen Besuch vor zehn Jahren oder mehr

in Erinnerung hatte, außer daß mehr Betrieb herrschte und mehr Menschen es bevölkerten. Das stattliche Schloß auf der Anhöhe, die die Brücke über den Medway beherrschte, war noch im Besitz der Familie des Mannes, der es errichtet hatte: Richard, Lord von Bienfaite und von Orbec, war der Urenkel Richards, Herzog der Normandie, und hatte neben seinem Cousin Wilhelm, Herzog der Normandie, in der Schlacht bei Hastings gekämpft. Sein Lohn, als Wilhelm den Thron bestieg, war wahrlich großzügig – die Schlösser Tonbridge und Clare in der Grafschaft Suffolk stellten nur die Zugaben zu rund zweihundert englischen Landgütern dar.

Entweder aus dem Wunsch heraus, Stil zu zeigen, oder aus Mangel an Phantasie hing die Familie begeistert der neuen Mode an, jeweils dem ältesten Sohn den Namen des Vaters zu geben; ein unaufgeklärter Fremder, der nach Tonbridge kam und sich nach dessen Herrn erkundigen wollte, ging ziemlich sicher, wenn er nach Richard fragte. Richard Fitz Roger, der derzeitige Herr, hatte im Jahr 1183 von seinem Vater geerbt; jetzt, sechs Jahre darauf, nahm Josse deutliche Anzeichen dafür wahr, daß die Familie weiterhin blühte und gedieh.

Als er in die Stadt einritt, wurde der Verkehr dichter. Ein schlampig beladener Zug Maultiere hatte den Inhalt eines Bündels verloren, der nach schlechtgegerbten Häuten aussah und roch, und die zwei jungen Burschen, die offenbar die Aufsicht hatten, verloren immer mehr die Kontrolle über ihre Maultiere und deren Gemütsverfassung. Josse umritt vorsichtig das Durcheinander und fragte sich, wie bald die Ordnung wiederhergestellt sein würde und welche Strafe die Jungen für das Chaos wohl zu erwarten hätten. Vielleicht hatten sie Glück und kamen mit ein paar Ohrfeigen davon.

Eine mächtige Familie als Herren der Region zu haben barg den Vorteil, daß hier Gesetz und Ordnung im allgemeinen besser eingehalten wurden als in manchen weniger gut überwachten Gegenden des Königreiches. Josse hätte gern gewußt, was der Herr und seine Beamten von dem Mord in Hawkenlye hielten. Stellten sie eigene Untersuchungen an? Wäre es für Josse besser, sich zurückzuhalten und den Umstand zu verschleiern, daß er direkt vom neuen König kam?

Ja, entschied er. Zweifellos wäre es besser. Er konnte sich nichts vorstellen, was mit größerer Sicherheit beim Herrn von Schloß Tonbridge Groll und Feindseligkeit wecken würde, als die Ankunft irgendeines Eindringlings, der sich einbildete, mehr von den örtlichen Charakteren und Verhältnissen zu verstehen als jemand, der hier geboren und aufgewachsen war. Noch dazu ein ausländischer Eindringling – Josse machte sich keine Illusionen darüber, daß es hier in der Gegend von großem Gewicht wäre, eine englische Mutter zu haben.

Er verfuhr auf seine übliche Weise, wenn er auf Reisen war, und suchte den Gasthof aus, wo das meiste Kommen und Gehen herrschte. Fünfzig oder sechzig Schritt vom Flußufer entfernt stand das hohe Tor zur Straße weit offen, und Josse konnte in den Innenhof blicken. Es gab Anzeichen, daß man gerade die Reihe Ställe ausmistete; war es vielleicht auch ein wenig spät am Tage, so machte sich das Gesinde doch schließlich daran.

Ein schmalgesichtiger Mann, der eine hochbeladene Heugabel trug, nickte abwesend, als Josse sich nach einem Logis erkundigte. Er setzte die Gabel ab, übernahm Josses